

Durch die grüne Hölle [Fortsetzung]

Autor(en): **Ruffieux, Franz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Gehörlosen-Zeitung**

Band (Jahr): **42 (1948)**

Heft 10

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-925647>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Namentlich die Küsten und die Niederungen an den Flußläufen werden mit Reis bepflanzt. An günstigen Orten reicht der Reisbau aber auch weit ins Gebirge hinauf. Von ferne gleichen dort die Reisfelder riesigen Treppen: ein Damm, und dahinter ein tischebener Acker; dann etwas höher oben ein zweiter Damm, und dahinter wieder ein Acker usw. (Siehe das Bild auf der Titelseite.)

Die Reisbauern, Frauen und Männer, müssen oft im Wasser und Schlamm arbeiten. Das ist ein mühsames und schmutziges Werk. Dafür liefern die Felder reiche Erträge, wenn sie gut bewässert sind. Keine andere Nutzpflanze bringt auf einem gleich großen Stück Boden eine ebenso große Menge Nahrung hervor. Auch das Stroh wissen die Reisbauern zu verwerten. Sie verwenden es als Viehfutter und flechten Matten, Sandalen und Besen daraus.

Indien bringt auch viel Hirse, Jute, Weizen, Baumwolle, Zucker, Kokosnüsse, Tee, Zimt, Pfeffer usw. hervor. Jute ist eine Pflanzenfaser, wie der Hanf und der Flachs und die Baumwolle, nur viel gröber. Man macht namentlich Säcke daraus. Viele Gebiete sind mit Sumpfwald (Dschungel) und anderem Urwald bedeckt. Hier hausen Tiger, Elefanten, Affen usw. Gefürchtet sind die zahlreichen Krokodile und giftigen Schlangen, namentlich die Kobras. (Fortsetzung folgt)

Durch die grüne Hölle

Eine Erzählung von Franz Ruffieux

18.

Acht Wochen dauert die Reise schon. Und immer, immer dasselbe Bild: Wasser und Urwald. Jetzt geht es durch riesige Sümpfe. Es ist heiß wie in einem Backofen. Das Sumpfwasser stinkt fürchterlich.

Am Morgen haben die indianischen Ruderer fünf Affen von den Bäumen herabgeschossen. Die Tiere sind ins Wasser gefallen. Drei haben die Krokodile sofort weggeschnappt. Zwei Affen konnte man ins Boot ziehen. Es gibt jeden Tag Affenfleisch zu essen. Im Boot liegt noch eine Affenkeule. In der Hitze ist sie rasch schlecht geworden und stinkt schon arg. Antonio packt die Keule beim Knochen und hält sie über den Bootsrand. Sofort kocht und brodelt das Wasser. Man sieht schlanke Fischleiber blitzen. Dr. Winter schaut auf die Uhr. «Eine Minute!» sagt er. Antonio zieht die Affenkeule hoch. Ein paar handlange Fische fallen ins Wasser zurück. Von der Keule ist nur noch der blanke Knochen da. Fleisch und Sehnen haben die Raubfische, die Pirayas, in einer Minute abgefressen.

Am Abend hat Antonio Fieber. Alle drei Tage hat er jetzt einen Fieberanfall. Es dauert nicht lange, nur eine Stunde.

Aber es ist schrecklich. Eiskälte schüttelt seinen Körper. Die Zähne klappern vor Frost. Er phantasiert. Er sieht den Kerl vor sich, der ihm den grünen Edelstein gestohlen hat. Er will ihn packen. Und kann doch keine Hand bewegen. Er sieht hundert Giftschlangen, die auf ihn zukriechen. Er sieht riesige Fledermäuse, die ihm das Blut aus den Adern saugen wollen. Und der Durst — oh, der schreckliche Durst!

Dr. Winter gibt dem Kranken zu trinken. Er gibt ihm Arznei, ein weißes, bitteres Pulver, zu schlucken. Er sorgt treu für den fieberkranken Antonio.

Vielleicht hat morgen Dr. Winter einen Fieberanfall. Dann wird ihn Antonio ebenso treu pflegen. Sie sind Kameraden. Einer hilft dem andern. Das ist selbstverständlich.

19.

Das Boot ist leck geworden. Ein neues Boot soll gebaut werden. Dr. Winter schickt die drei Indianer aus. Sie sollen einen der merkwürdigen Bäume suchen, aus denen man in zwei Stunden ein neues Boot machen kann.

Nach einer halben Stunde kommen Juan und Pedro zurück. Sie haben einen passenden Baum gefunden. Der Indianer Paolo kehrt nicht zurück. Man wartet eine Stunde, zwei Stunden. Dann machen sich Dr. Winter und Antonio auf. Sie wollen den Indianer suchen. Man hört Affengeschrei. Ganz furchtbar schimpfen die Affen. «Da ist etwas los!» sagt Dr. Winter. Sie gehen hin. Rings auf den Bäumen hocken viele Affen. Sehr aufgeregt. Sehr böse. Nur auf einem Paranußbaum ist kein einziger Affe zu sehen. Auf dem Boden unter dem Baum liegt ein zwei Meter langer blanker Stock. Antonio hebt ihn auf. Es ist das Blasrohr des verschwundenen Paolo.

Die Männer schauen in die Höhe. Da wissen sie, warum die Affen so böse sind. Um einen dicken Ast hat sich eine Riesenschlange geringselt. Die Riesenschlange ist der schlimmste Feind der Affen. Und diese Schlange ist wohl zehn Meter lang. Ihr Leib ist dick aufgeschwemmt. Als habe die Schlange vor kurzer Zeit eine reichliche Mahlzeit erhalten.

20.

Vier Menschen sind jetzt in dem neuen Boot. Vier Männer kämpfen sich mühsam den Strom hinauf. Krokodile glotzen faul und böse auf

das Fahrzeug. Silberne Raubfische huschen durch das gelbe Wasser. In den Zweigen klappern Pfefferfresser mit ihren riesigen gelbroten Schnäbeln. Papageien schreien. Affen schimpfen. Ohne Ende ist der Urwald. Ohne Ende ist seine Blumenpracht. Ohne Ende sind seine Schrecken. Furchtbar ist die Sonnenglut. Furchtbar ist der Gestank des Wassers. Am schlimmsten aber sind die Nächte. Dann liegen violette, giftige Nebel über dem sumpfigen Land. Die Menschen in den Hängematten finden nur kurzen Schlaf. Mücken und Ameisen quälen. Aus dem Dickicht glühen die Augen eines hungrigen Jaguars. Fieber schüttelt die Leiber. Die Menschen schreien vor Schmerz und Durst. Und in der Ferne hört man das Trommeln der wilden Urwaldindianer.

Juan und Pedro wollen nicht mehr weiter. Dr. Winter muß ihnen mehr Lohn versprechen. Dr. Winter verliert den Mut nicht. Man muß doch endlich einmal an eine Siedlung kommen. Dort wird man andere Menschen sehen. Dort wird man sich ein paar Tage ausruhen können. Dort wird man neuen Proviant und neue Kraft für die Weiterreise finden.

Antonio klagt nicht. Er ist zufrieden mit der Reise durch die grüne Hölle. Er glaubt fest daran, daß er irgendwo doch den Mann finden wird, den er schon seit drei Jahren sucht.

21.

Sechs Hütten stehen am Strom. Sie stehen auf Pfählen im gelben Wasser. Auf der Veranda des größten Gebäudes liegt ein Hund im Schatten und schläft. Plötzlich hebt der Hund den Kopf, schaut über das Wasser und bellt. Ein Mann kommt auf die Veranda. Das ist Bastiano, der Wirt. Ein schwerer, fetter Kerl. Eine große, gebogene Nase, auf dem Kopf keine Haare — man muß an einen Geier denken.

Der Wirt sieht das Kanu, das da hinten heranschleicht. Gäste kommen. Bastiano wird an ihnen Geld verdienen. Er wird sie betrügen. Oh, Bastiano betrügt alle, die zu ihm kommen. Seine Augen funkeln gierig. Und seine Augen sind so scharf wie die eines Raubvogels.

Das Kanu ist nähergekommen. Plötzlich zuckt Bastiano zusammen. Eilt in die Gaststube zurück. Stöhnt schrecklich. Preßt die Hände auf den Bauch. Verdreht die Augen. Drei Männer sitzen in der Gaststube. Hinter dem Schanktisch steht ein starker Neger und spült Gläser.

Die Leute schauen verwundert auf den stöhnenden Wirt. Der jammert: «Ich kann nicht mehr. Ein schrecklicher Fieberanfall. Oh, mein Kopf! Seht, wie meine Hände und Beine zittern! Ich bin sehr krank. Muß mich sofort hinlegen. Santiago, bediene du die Gäste!»

Der blauschwarze Neger hinter dem Schanktisch nickt. Der Wirt schleicht müde aus der Gaststube.

Da legt auch schon das Kanu an dem Haus an. Dr. Winter und Antonio steigen langsam die glatte Treppe hinauf. Die beiden Indianer bleiben im Boot.

22.

Am Abend sind wohl fünfzehn Männer in der Gaststube. Gummisammler. Wilde Kerle. Sie trinken Schnaps, rauchen, würfeln, schwatzen. Der schwarze Santiago bedient sie. Sie spotten darüber, daß Bastiano plötzlich krank geworden sei. Sehr merkwürdig, diese Krankheit. Gerade als der Schweizer Forscher mit seinem Kanu ankam. Sehr merkwürdig. Sieht so aus, als wünsche der Wirt nicht, von dem Fremden gesehen zu werden. Warum wohl?

Der Wirt hat keinen Freund unter den Gummisammlern. Nein, alle hassen den Bastiano. Der Wirt betrügt sie alle. Sie wissen es. Aber sie können sich nicht dagegen wehren. Auf viele Tagereisen weit ist keine andere Siedlung. Wo sollen sie Lebensmittel und Munition kaufen? Wo sollen sie ihren Gummi verkaufen? Bastiano kauft ihnen den Gummi ab. Er gibt ihnen alles, was sie brauchen. Aber sie müssen es sündhaft teuer bezahlen. Er nimmt ihnen das Geld beim Würfelspiel ab. Er spielt falsch. Bestimmt. Aber man kann es ihm nicht beweisen. Er ist so schlau und auch so gefährlich. Schon zweimal ist ein Gummisucher in seinem Haus verschwunden. Bastiano und sein schwarzer Santiago werden diese Gummisucher heimlich umgebracht haben. Alle glauben es. Niemand kann es beweisen.

Immer mehr Schnaps trinken die Männer. Immer mehr schimpfen sie auf den kranken Wirt. Der schwarze Santiago will es ihnen verbieten. Die betrunkenen Gummisucher lachen den Neger aus und klopfen auf ihre Revolver.

Dr. Winter und Antonio hören erstaunt zu. Die Gummisucher müssen einen furchtbaren Haß auf den Wirt haben.

Antonio fragt einen der Männer: «Hören Sie mal, ich suche einen Mann. Einen großen Kerl. Hinkt auf dem rechten Fuß. Hat eine weiße Narbe auf der Nase.»

Der Gummisucher lacht. «Ist die Nase nicht groß und gebogen wie ein Geierschnabel? Freund, ich kenne den Mann, den du suchst. Wir alle kennen ihn sehr gut. Morgen wirst du ihn sehen. Jetzt ist er krank. Eine merkwürdige Krankheit! Denke, daß du dem Geier ein paar Federn ausrupfen willst. Freue mich schon darauf. Aber du mußt warten, Freund, bis morgen!»

(Schluß folgt)